



Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher sowie Themen, die Sie interessieren, finden Sie auf unserer Website [www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Außerdem bloggt der Autor unter [www.dubai-speed.de](http://www.dubai-speed.de)

**MICHAEL SCHINDHELM**

---

**DUBAI  
SPEED**

**Eine Erfahrung**

*Mit Fotos  
von Aurore Belkin*

**Deutscher Taschenbuch Verlag**



**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten  
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org) Zert.-Nr. GFA-COC-001298  
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe

November 2009

2. Auflage Januar 2010

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen  
bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfotos: ArabianEye/David Deveson (oben),

Agentur Focus/ArabianEye/Aurore Belkin (unten)

Satz: Stefan Krickl im Verlag

Gesetzt aus der Janson Text 10/12,7p

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24768-9

## **Vorbemerkung**

Das Buch gründet auf der wahren Geschichte von Dubais Aufstieg und Wende ins Ungewisse. Es nimmt jedoch Rücksicht auf die Rechte von Personen, denen sein Autor begegnet ist, und auf die politische Tragweite verschiedener Erlebnisse. Auch wenn einige Figuren und Geschichten erfunden sind, der Autor hat sich von der Wirklichkeit seiner Erfahrungen leiten lassen.

Die Geschichte dieser Stadt und ihrer Menschen ist offen. Der Autor hat sich die Überzeugung bewahrt, dass Dubai und die Golfregion – allen gegenwärtigen Widersprüchen und Schwächen zum Trotz – daran arbeiten, eine politische und soziale Alternative zu ihren oft in Unfrieden, sozialer Ungerechtigkeit und religiösem Fanatismus verhafteten Nachbarn aufzubauen. Das wird ihnen nur im Dialog mit Menschen aus aller Welt gelingen. Dieser Dialog hat vielleicht gerade erst begonnen.

*Michael Schindhelm*



---

## 1. Januar

Vom Meer aus das Versprechen, sicheren Boden unter den Füßen zu haben, von der Wüste aus eine Einladung übers Wasser in ferne Länder. So hat Calvino eine andere Stadt gesehen.

Hinter dem Bordfenster wälzt sich eine illuminierte Echse aus dem Dunkel. Dünen und Golf begegnen sich in einer unsichtbaren Zwischenzone. Der Airbus kippt sachte nach vorn und sinkt über einsame Schiffslampen hinab. Sanft autoritäres Geschwirr der Crew zwischen den Sitzreihen. Erst beim zweiten Hinschauen fällt mir auf, dass manche Lichterketten an der Küste nicht horizontal, sondern vertikal verlaufen. Als wir näher kommen, purzelt an mehreren Stellen Feuerwerk aus dem Himmel, als würde man unsere Ankunft feiern. Kurzlebige Ergüsse, schon von der Nacht verschluckt. Das Land da unten ist in rechtwinklige Felder aufgeteilt, auf denen auch zu dieser Stunde Fahrzeuge und Kräne blinken. Letztes Jahr um die Zeit haben wir nach einer Hexe für die Nachmittagsvorstellung von ›Hänsel und Gretel‹ herumtelefoniert.

Am Boden ziehe ich das Telefon aus der Tasche, ärgere mich kurz darüber und kann doch nicht widerstehen, es um ein Uhr morgens mitteleuropäische Zeit einzuschalten. Vielleicht entsinnt sich jemand meiner im Guten und bedenkt mich aus aktuellem Anlass mit einer freundlichen Nachricht. Auf dem Zwischenstopp vor sieben Stunden in Zürich der Anruf eines Journalisten. Der Mann weiß, dass und warum ich auf dem Weg hierher bin. Schon rächt sich, in den letzten Wochen gegenüber ein paar Bekannten und ehemaligen Kollegen meine Klappe nicht gehalten zu haben. Wahrscheinlich bastelt er

oder ein anderer morgen früh in einem kalt beleuchteten, nach warmlaufenden Computern, saurem Kaffee und Bodenreiniger mit Zitronenaroma riechenden Büro an einer Meldung. Ich wüsste gern, ob der Tenor vorteilhaft ausfallen wird, und finde es gleichzeitig idiotisch, dass mich solche Sachen interessieren. *Hier geht es in eine neue Welt.*

Zum Glück muss ich auf meine Umgebung achtgeben, denn ich werde gemeinsam mit munteren und bunten Scharen aus dem Flugzeug geleitet und mische mich unter weitere muntere Scharen, die aus anderen Maschinen und Himmelsrichtungen angekommen sind. Man sieht vielen Gesichtern die Aufregung an, ein leichter Rausch breitet sich aus in der Menge, vielleicht die Erwartung von etwas Unvorstellbarem, und wer weiß, ob das an diesem Ort oder dem neuen Jahr liegt.

Das Telefon meldet sich nach ein paar hundert Metern. Textsalven der staatlichen Gesellschaft Etisalat: Desert Safari, Ballooning, *City of Gold*. Auf dem Weg zum Immigration Counter kommt mir eine Gruppe von angejahrten Briten entgegen, die sich heute Nacht zu gegebener Stunde Papphüte aufgesetzt und Lametta zugeworfen haben, einander untergehakt halten und mit feuchten Lippen ›Waltzing Mathilda‹ vor sich hinsummen. Es gibt immer Leute, die es leichter haben. Meistens sind es Briten.

Ich finde vier Schalter vor, an denen Arbeitsvisa ausgeteilt werden: jeweils einen für arabische, asiatische und afrikanische Immigranten und einen für Europäer und Amerikaner. Dieser ist nicht besetzt. Vor den anderen ballt sich eine Menschentraube, die Leute kommen wahrscheinlich aus Indien, Bangladesch und Pakistan. Ein junger Emirati hinter dem afrikanischen Schalter winkt mich zu sich. Er trägt einen schwanenweißen Dischdasch und hat ein schönes, schmales, von einem kurzgeschnittenen schwarzen Bart gerahmtes Gesicht. Mit nervöser Neugier beobachte ich, wie er jedes Mal seine Kopfbedeckung gerade rückt, bevor er den Stempel auf das vor ihm liegende Dokument sausen lässt. Vor mir warten zwei Jungs mit tansanischen Pässen. Sie sind mindestens einen Kopf größer als ich



und höchstens Anfang zwanzig. Der eine schleudert mit der rechten Hand lässig eine weiße Perlenkette im Kreis herum und zeigt mir ab und zu sein tadelloses Gebiss. Nachdem der Emirati die beiden entlassen und meinen Pass gesehen hat, nuschelt er ein Grüß Gott! Ich will ihn fragen, wo er das her hat, aber schon bekomme ich meinen Pass mit einem eingeklebten Doppelblatt zurück.

Zusammen mit der Kopie des Arbeitsvertrages hat man mir ein paar Informationen zur Anreise geschickt. Denen zufolge müsste ich nach dem Zoll jemanden treffen, der ein Schild mit meinem Namen hochhält, aber ich sehe nur Menschen, die sich an der Absperrung hin- und herschubsen, auf Englisch und Arabisch, Hindi und Bulgarisch, Urdu und Chinesisch durcheinanderrufen. Das erste vertraute Gesicht grüßt von einem Plakat: ein Tennisspieler, der neben einer Kaffeemaschine posiert. Und dann nimmt mich die Hitze unter den Achseln auf. Ja, ich fühle mich leicht angehoben von diesem feuchten Schwall aus Zugwinden, Hupen und Schreien. Da fächelt sich jemand Luft zu. Oder wird schon zum zweiten Mal in meine Richtung gewunken? Der Mann ist vermutlich indischer Herkunft und beobachtet das Treiben mit professioneller Langeweile. Jedenfalls wirkt er nicht, als habe er es eilig, aus dem Tollhaus zu verschwinden, als sei es nicht halb fünf Uhr morgens und vor ihm zappelte nicht eine achtzig Meter lange Menschenschlange in vier Reihen mit Ziel Taxistand.

Endlich hält er seine Hand einen Moment ruhig, und ich sehe, dass auf seinem Schild ein Name steht, der einige Ähnlichkeit mit meinem hat. So etwas wie diese Buchstabenkombination könnte dabei herauskommen, wenn ein urdusprechender Inder aus Thiruvananthapuram meinen Namen aufzuschreiben versucht. Ich lächle ihm probenhalber zu. Er akzeptiert meinen Handschlag mit sachtem Kopfschütteln, schiebt mich beiseite und steuert den Kofferwagen mit meinen Klamotten durch die Menge auf das Parkhaus zu. Der Minibus fühlt sich innen an wie tiefgekühlt und riecht nach Kaugummi. Im dichten Ver-





kehr geht es über Autobahnen durch die Stadt. Draußen ziehen Hochhäuser, Werbetafeln, Leuchtreklamen und Ampeln vorbei. Irgendwann schlägt mein Kopf gegen den Vordersitz, und wir biegen wieder in ein Parkhaus ein.

Es ist finster, und ich werde gerufen. Noch im Halbschlaf frage ich mich, warum die Stimme so undeutlich spricht. Sie sagt mir, ich sei nicht zu Hause. In Europa wird man von Glocken geweckt. Allerdings nicht um diese Stunde. Daher also der Begriff »zu christlicher Zeit«. Ich rappele mich auf, schiebe den schweren Vorhang beiseite, sehe aus dem Fenster, kann aber zwischen den leblosen Mauern kein Minarett ausfindig machen. Der Rufer scheint allgegenwärtig zu sein. Vielleicht kommt seine Stimme aus dem Badezimmer, oder sie ist eine Halluzination? Schizophonie nennt man das wohl. Ich krieche zurück unter die Decke, das Zimmer ist so kalt wie der Minibus vor ein paar Stunden. Später sollte ich die Klimaanlage untersuchen. Ich höre der Stimme vor dem Fenster zu. Sie dehnt die Vokale, quetscht sie dicht zwischen Gaumen und Zunge, bis nur noch lang gezogene, hauchdünn gewalzte Tonreihen übrigbleiben. *Prima la musica, dopo le parole*. Das gilt offenbar nicht nur für die Oper.

Und schon hänge ich wieder in der Erinnerungsschleife drin, die mich in den letzten Monaten viele frühe Morgenstunden gekostet hat. Der Krach mit dem Regisseur von ›Israel in Egypt‹, der im letzten Akt einen Koran verbrennen wollte, als Fingerzeig auf die religiöse Intoleranz unserer Tage. Vor der Oper Kamerateams aus mindestens zwanzig Ländern, als die Welle hochging. Die schweißglänzenden, empörten Gesichter der Journalisten während der Pressekonferenz. Als hätte ich sie persönlich beleidigt, weil ich gegen die Aufführung war. Die Vorwürfe intellektueller Feigheit und Selbstzensur, dann meine fristlose Kündigung. Die Stille *danach*. Für ein paar Wochen schien niemand mit mir sprechen zu wollen. Ich hatte mich in eine Waldhütte bei Clausthal im Harz zurückgezogen, ging tagsüber im herbstlichen Nebel auf den menschenleeren Hö-

henwegen spazieren, trank am Abend so viel Kräuterlikör, bis ich vor dem Fernseher einschlief, und wurde jedes Mal pünktlich zwischen vier und fünf von der bohrenden Frage geweckt, was ein gescheiterter Operndirektor, der nie etwas anderes gelernt hat, als Sänger, Musiker und Regisseure zu hüten, mit dem Rest seines Lebens anfangen soll.

## **2. Januar**

Das Hotel ist nicht so glamourös wie beim letzten Mal. Wahrscheinlich wurde es in den achtziger Jahren gebaut, und seine dunklen Korridore durchströmen die Ausdünstungen vieler Neuankömmlinge aus Ost und West, die in dieser Stadt ihr Glück suchen. Auf dem Weg zum Frühstück beobachte ich einen jungen Inder, wie er mit dem Staubsauger vor einer Tür hantiert. Sobald er meine Neugier bemerkt hat, steht er stramm und reißt mit einem »Hi, Sir!« einen Arm hoch. Er ist kaum volljährig und sieht müde aus, sein Haar schlierig vom Gel.

Mein Arbeitgeber ist eine Bauinvestmentfirma, die zur staatsnahen Holding gehört. Es gibt viele solcher Unternehmen in der Stadt. Ihr Betriebsmodell sieht wie folgt aus: Zunächst bekommen sie von Seiner Hoheit, dem Herrscher, ein Stück Land zugewiesen, irgendwo zwischen Strand und Wüste, Hafen und Flughafen. Da Dubai weder für Privatpersonen noch Unternehmen Steuern erhebt, Ansiedlungen auch ohne lokalen Partner zulässt, gut funktionierende und politisch sichere Infrastrukturen bietet und mit diesen Voraussetzungen vor ein paar Jahren eine Invasion von Ausländern und internationalem Kapital ausgelöst hat, ist das Land an diesem Küstenstreifen kostbar und der Bedarf an Wohnungen und Hotels, Shoppingmalls, Villen, Büros und Infrastrukturen groß.

Die Leute zieht es hierher, um Geld zu verdienen, Urlaub zu machen, zwischenzulanden, einkaufen zu gehen. Sie kommen, um zu konsumieren und irgendwie konsumiert zu werden. Acht Millionen Touristen reisen jährlich für durchschnittlich eine Woche an, um in einem gerade erst eröffneten Hotelresort für

ein Budget Urlaub zu machen, mit dem sie am Mittelmeer oder in den Alpen in der Regel doppelt so lange auskommen würden. Gastarbeiter und Geschäftsleute bleiben vielleicht für ein paar Jahre. Kaum jemand hat die Absicht, sich auf einen unbestimmt langen Aufenthalt einzurichten.

Die Projekte meines Arbeitgebers werden in Milliarden kalkuliert, in kurzen Zeiträumen und für große Flächen geplant. Die Firma ist erst vor einem Jahr gegründet worden, hat achthundert Mitarbeiter aus fünfundvierzig Ländern rekrutiert und mit der Entwicklung von siebzehn Großprojekten begonnen. Inzwischen ist so viel Geld zusammengekommen, dass der Golfküstenstreifen längst zu klein geworden ist. Deshalb geht es jetzt hinaus nach Marokko und in den Oman, die Türkei und nach Vietnam: natürlich für den Aufbau von Büros und Hotels, Villen und Shoppingmalls. Mein Arbeitgeber hat sich einen Namen gegeben, der seinem Geschäftsauftrag entsprechen soll: Al Atheem Gulf. Der Größte am Golf.

Ausgerechnet für heute ist ein Betriebsausflug geplant. Man trifft sich in einem Cineplex, der der Anzeigetafel in der Kassenhalle zufolge über siebzehn Kinosäle verfügt. Es gilt vielen Menschen die Hand zu schütteln oder zuzunicken an diesem ersten Tag. Da ist der ungefähr fünfzigjährige Azad, ein irakischer Lead Consultant mit gemütlichem Bauch und einem ironischen Zwinkern unter seinen buschigen Augenbrauen, der mir beim ersten Besuch das Bauentwicklungsgebiet vorgestellt hat, in dem das Projekt entstehen soll, für das ich hierhergekommen bin: der Deira-Komplex. Russische, indische und arabische Frauen mit und ohne Schleier, allesamt unter dreißig, stecken sich gegenseitig Popcorn und Colabecher zu.

Vor dem Eingang in den Saal treffe ich auf jenen hageren Mann aus Jordanien, der ein paar Monate zuvor im Harz angerufen hatte und mir anlässlich der Vertragsverhandlungen zu erklären versucht hat, wie die Idee zu dem Theater- und Konzertbau entstanden ist. Eine klobige Brille macht sein Gesicht noch bleicher und leerer, als es wahrscheinlich sowieso ist, und ich stelle ihn mir unwillkürlich mit einem struppigen

Mullahbart vor. Er ahnt vielleicht etwas, schaut mich ein bisschen skeptisch von der Seite an und stellt fest, er habe mich viel jünger in Erinnerung. Das muss jemanden, der gerade sechsundvierzig geworden ist und der beim letzten Besuch fünf Wochen jünger war, nachdenklich stimmen. Ehe ich etwas erwidern kann, hat er mir schon flüchtig die Hand gegeben und ist in den Vorführraum geschlüpft.

Dort lassen sich gerade ungefähr dreihundert Menschen winkend und lachend nieder. Ich höre im Halbdunkel zwei Mitarbeitern zu, die vor einer Leinwand stehen und Neuigkeiten aus dem Alltag der Firma erzählen. Dazu zeigen sie ein paar Powerpoint-Folien mit Tabellen und Comiczeichnungen. Zwar wird Englisch gesprochen, trotzdem verstehe ich nicht viel von dem, was gesagt wird, ahne aber, dass es um Corporate Identity geht und darum, wie man die Mitarbeiter bei Laune hält. Offenbar gibt es nicht genügend Parkplätze, ein paar Leute scheinen dauernd das Büro zu wechseln, und eine Frau – sie trägt Jeans und ein Kopftuch, unter dem Ohringe in der Größe von Bierdeckeln hervorbaumeln – fragt, warum das obere Management mehr Urlaub hat als die anderen. Darauf antwortet eine blonde Frau in den Fünfigern, die während der Diskussion nach vorn gekommen ist, offenbar in der Personalabteilung arbeitet und dem Namen nach aus Schweden stammen dürfte. Sie wandert in Halbkreisen vor ihrem Publikum hin und her wie ein Raubtier vor dem Zoogitter. Richtig wohl scheint sie sich nicht zu fühlen. Als aus dem Halbdunkel im Zuschauerraum die Bitte geäußert wird, einer der Chefs möge sich mal zeigen, und der Schwedin niemand beispringt, knipst sie ihr Mikro aus und setzt sich ins Publikum.

Mir geht die kurze Begegnung mit dem Jordanier durch den Kopf. Sein Name ist Mohammed, und so wie es aussieht, soll er mich in das Projekt und die Firma einführen. Dazu würde es heute erste Gelegenheiten geben, aber ich kann ihn nirgends entdecken, und jetzt soll der gemütliche Teil beginnen. Während es dunkel wird, verlassen ungefähr drei Viertel der Leute den Saal, als hätten sie draußen im Halteverbot geparkt. Ich

komme mir hier drin ziemlich überflüssig vor. Der einzige Unterschied zu Multiplexkinos in anderen Teilen der Welt besteht darin, dass der fette Geruch von Popcorn bei einer Innentemperatur von weniger als zwanzig Grad neutralisiert wird. Der Mann des Jahres ist noch gar nicht gewählt, da halte ich die Kälte schon nicht mehr aus.

### **3. Januar**

Mein Büro liegt im Emirates Business Tower, dem angeblich schönsten Wolkenkratzer der Stadt. Er steht (zusammen mit seinem etwas kleineren Zwilling, dem Hotel Tower) sehr prominent in einer Doppelzeile von etwa sechzig Türmen, durch die eine zehnspurige Autobahn führt, auf der der Morgenverkehr in beide Richtungen nur träge vorankommt. Im vierten Stock finde ich nach ein paar Missverständnissen mit der (emiratischen) Rezeptionistin Mohammed, der auch jetzt nicht wirklich Zeit zu haben scheint, mich wieder skeptisch durch seine Brille mit dem schweren dunklen Gestell anblinzelt und schließlich zu einer provisorischen Kammer von sechs Quadratmetern mit zwei kahlen Schreibtischen und einem Telefon führt. Dort sitzt schon jemand, und die Frau in Abaya und schwarzem Kopftuch macht nicht den Eindruck, auf mich gewartet zu haben. Mohammed ist schon wieder verschwunden. Ich nehme das mühelos in Kauf, denn ich habe nicht vor, mich heute ärgern zu lassen. Sie heißt Fatma, scheint Mohammeds Sekretärin zu sein, und gibt mir über die Schulter kurze Antworten auf meine wahrscheinlich zu neugierigen Fragen. Vor drei Jahren sei sie mit ihrem Mann aus Kalifornien hierhergekommen und in eine der Nachbarstädte gezogen, weil sie sich die Mieten in Dubai nicht leisten könne. Deshalb fange sie auch schon um fünf Uhr morgens an zu arbeiten. Dann gebe es nur wenige Autos auf den Straßen, und sie könne am frühen Nachmittag (vor dem Abendstau) zurückfahren.

In den nächsten Stunden kommen wir ein bisschen ins Gespräch. Sie habe nicht viel zu tun, weil Mohammed alles alleine mache. In den Morgen- und Nachmittagsstunden lese sie



ausführlich im Koran. Dazu habe sie in den Staaten nie richtig Zeit gehabt. Das Eis ist gebrochen, als sie mir auch Fragen zu stellen beginnt, zum Beispiel, wo ich herkomme, und: ob Berlin nicht die Hauptstadt von Peking sei. Unter uns zieht der Verkehr vorüber, dahinter sehe ich Rennställe, die, wie Fatma mit einem Schulterzucken erklärt, selbstverständlich dem Scheich gehören, und zum Horizont hin erstreckt sich die Wüste, die nach Sonnenuntergang leuchtet: ein Wald aus Baukränen und Gerüsten.

Ich versuche mich außerhalb der Kammer umzuschauen und treffe ein paar neue Kollegen, meistens Männer und Frauen um die dreißig, die in ähnlichen Kammern sitzen und aus Ländern wie Iran oder Australien kommen. Sie gehören der Strategieabteilung an, untersuchen zum Beispiel die Marktbedingungen für Tourismusprojekte in verschiedenen Erdteilen und wollen es kaum glauben, dass ihre Firma einen Kulturchef ernannt hat. *Wirklich einen Kulturchef?*

#### **4. Januar**

Heute Mittag habe ich ein lokales Mobiltelefon erworben, denn ich bin mehrmals aus dem Ausland auf meinem deutschen Handy angerufen worden. Ursache ist eine dpa-Meldung, die berichtet, ich sei als Kulturexperte an den Golf engagiert worden und solle nun mit milliardenschweren Projekten den ambitionierten Nachbarn, die bereits mit dem Louvre und anderen internationalen Organisationen im Geschäft sind, Konkurrenz machen. Das war mir bisher gar nicht so bewusst, weder das mit der Konkurrenz noch das mit den Milliarden. Wenn ich es recht bedenke, habe ich exotischere Assoziationen. Reichtum kommt darin vor als ein anderes Wort für Möglichkeit. Seit fünf Wochen stelle ich mir vor, Künstler und Kunst müssten sich hier nicht unbedingt an Dollars oder Dirhams satt essen, sondern etwas von dieser Kapitalschwemme abzweigen für den unbekanntem Weg aus dem globalen Konsum in die globale Kultur. Der Gier nach Gold antworten mit der Neugier auf das *Andere*.

Trotzdem lasse ich mir in den kurzen Interviews, die ich aus dem Stand verschiedenen Redaktionen und Radiosendern gebe, nichts anmerken. Ich versuche mich schon aus Kostengründen kurz zu fassen, denn ich zahle wahrscheinlich zwei Drittel der Telefongebühren. Woher haben diese Leute meine Handynummer?

Alle stellen dieselbe Frage: Darf man für diese Scheichs arbeiten? Alle haben dieselben (Gegen-)Argumente: Ölreichtum, asiatische Arbeiter, ökologischer Fußabdruck, Zensur, entrechtete Frauen, verbotene Sexualität, entfesselter Kapitalismus, Konsumwahn etc. Ein Radiosender schaltet mich live zu, als noch die Nachrichten laufen, und ich bin zu dämlich, einfach aufzulegen. Ich höre O-Töne einer skandierenden Menschenmenge in Jerusalem, die den Arabern den Tod wünscht, weil es wieder Tote und Verletzte gegeben hat. Als ich schließlich dran bin, hört mir der Moderator ungefähr eine halbe Minute zu, während ich die kulturelle Situation hier zu beschreiben versuche, dann will er wissen, wann ich eine Opernaufführung mit der symbolischen Verbrennung eines Koranbuches zeigen werde. Bevor ich etwas einwenden kann, unterbricht er mich wieder und bedankt sich für das Gespräch, und schon habe ich eine andere Stimme in der Leitung, die bedauert, dass gerade Gegenstände irgendwo auf die Fahrbahn geraten seien, und da könne man nichts machen.

Unvorsichtigerweise gehe ich ins Internet und finde die ersten Kommentare. Oft wird der Name der Stadt, in der ich seit drei Tagen anzukommen versuche, falsch geschrieben oder mit anderen verwechselt. Einmal liegt die Stadt sogar in Kuwait. Die meisten Eintragungen sind nicht gerade vorteilhaft. In einigen prominenten Fällen wird über mich Gericht gehalten. Hätte ich doch erst meine opportunistische Haltung gegenüber dem Einfluss politischer Macht unter Beweis gestellt. Kein Wunder, dass ich nun in einer Diktatur nach Brot suchen würde. Wer zu Hause auf den Hund gekommen sei, ließe sich leicht für schwere Ped(!)rodollars anwerben, um in einer Stadt, die nur aus einem Flughafen mit Shoppingmalls bestehe, für

ein bisschen gehobene Stimmung zu sorgen. Ein abgehalfterter Fußballtrainer des Kulturbetriebs, der sich die Pension zu sichern gedenke. Jemand weiß, in welchem Bundesland ich geboren wurde: ein Thüringer (Würstchen) in der Ölpfanne. Ein Autor fragt, ob ich endgültig den Verstand verloren habe.

Selbst weiß man das nie genau.

Am Nachmittag kann ich mir nicht verkneifen, Mohammed auf dem Gang zu fragen, wie es um die zwischen uns vereinbarte öffentliche Mitteilung zu meinem Engagement steht. Auch will ich wissen, wann wir mit der Arbeit am Projekt selbst beginnen. Seit drei Tagen komme ich brav morgens um acht ins Büro, setze mich in die Kammer, studiere ein bisschen die zugänglichen Strategiepapiere, rede mit Fatma über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Lunchpaket-Lieferanten und winke den anderen Kollegen durch die Trennwände aus durchbrochenem Milchglas zu.

Mohammed blinzelt mich auf die inzwischen vertraute Weise an, aber an den leicht emporgezogenen Brauen kann ich erkennen, dass die Skepsis heute mit einer mir erst einmal unergründlichen Ironie vermennt ist. Anstatt auf meine Frage zu antworten, stellt er fest, ich hätte mich wohl nicht rasiert. Ich sage ihm, dass ich schon seit Jahren einen Zweitagebart trage und werfe einen prüfenden Blick auf den Haarwuchs, der unter seinem Kinn Schatten wirft. Oh, da müsse ich vorsichtig sein, sagt Mohammed. Hier trage man entweder einen richtigen Bart oder keinen. Alles andere könne als Provokation aufgenommen werden.

Ich möchte mit diesem Burschen, der wahrscheinlich zehn Jahre jünger ist als ich, keinen Streit über Bartlängen anfangen und frage noch mal nach der Pressemitteilung. Er vertröstet mich beiläufig auf die kommende Woche, und gewiss werde ich den Entwurf vorher zu sehen bekommen. Sein Blick hat sich jetzt an meiner rechten Schulter festgesaugt, als hätte sich dort eine Kakerlake niedergelassen. Ein Foto müsse her, sagt er, und auf dem solle ich gründlich rasiert sein. Ich kann ihn noch



kurz daran erinnern, dass er mich mit dem Projektteam für den Theaterbau zusammenbringen muss, dann ist Mohammed mit einem zerstreuten Nicken schon wieder über die Schwelle.

## **5. Januar**

Hier, nur ein paar hundert Meter von meinem Hotel entfernt, hat alles angefangen. Vor hundertfünfzig Jahren. Dubai, das war eine bescheidene Festung mit ein paar Beduinenzelten drumherum. Der Herrscher, schon damals aus der Familie Maktoum, erlaubte iranischen Fischern, sich an der Mündung einer Bucht niederzulassen, die tief in die Wüste einschneidet, und, weil sie an den längsten Abschnitten nicht breiter als hundert Meter ist, von den Leuten Khor (The Creek) genannt wird. Die ersten Siedlungen entstanden. Das Prinzip *locals plus expats equals Dubai* war geboren.

Das Quartier ist inzwischen Zuhause von Sekretärinnen und Buchhaltern, kleinen Angestellten und Taxifahrern, Garbödenbetreibern und Kleinhändlern. In den sechziger und siebziger Jahren erbaut, wirken seine meist zehngeschossigen